

ARKADISCHE LAUNEN.

DEM LIEBENDEN SCHÖNER
KÜNSTE UND SCHÖNEN LEBENS

SEINER KÖNIGLICHEN HOHEIT
AUGUST WILHELM
PRINZ VON PREUSSEN
DOCTOR RER. POLITIC.

ZUR FEIER
SEINER VERMÄHLUNG
MIT IHRER HOHEIT
ALEXANDRA
VICTORIA
PRINZESSIN ZU
SCHLESWIG-HOLSTEIN
SONDERBURG-GLÜCKSBURG

SEINER HOHEN BRAUT.

ARKADISCHE LAUNEN

FRIEDRICH WOLTERS
FRIEDRICH ANDREAE

S·CALVARY·U·CO·
BERLIN·MCMVIII·

VERZEICHNIS DES INHALTS

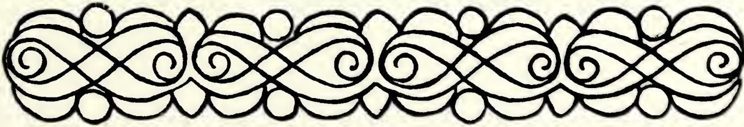
MONDSCHEIN

ÜBERTRAGUNG AUS DEN FÊTES GALANTES DES PAUL VERLAINE

Erlesene Landschaft für ein Schäferspiel
Belebt durch Lautenklang und Maskenzüge
Ist eure Seele, doch es fehlt zuviel,
Als dass die bunte Hülle euch genüge.

Denn während ihre Melodie in Moll
Vom Sieger Amor und vom leichten Leben
Nie endet, hört die Seele kummervoll
Im Mondschein ihres Liedes Stimme beben.

Im bleichen Mondschein schön und tief wie Trauer,
Vor der der Traum des Vogels schrickt im Laube,
Und schlanker Strahl in unverhülltem Schauer
Aus Marmor steigend stürzt, zersprüht zu Staube.



DIE EINEN UND DIE ANDEREN

ÜBERTRAGUNG VON »LES UNS ET LES AUTRES« DES PAUL VERLAINE

»Jouant du luth et dansant et quasi
Tristes sous leurs déguisements fantasques.«

PERSONEN:

MYRTIL	MEZZETIN
SYLVANDER	CORYDON
ROSALINDE	AMINTE
CHLORIS	SCHÄFER, MASKEN

Die Szene spielt in einem Parke Watteaus gegen das Ende eines Sommernachmittags. Eine zahlreiche Gesellschaft von Männern und Frauen ist in sorglosen Stellungen um einen Sänger gruppiert, der als Mezzetin gekleidet ist und sich leise auf der Mandoline begleitet.

ERSTE SZENE

MEZZETIN [singend]:

Weil alles nur Märchen sind,
Als tief zu lieben die Lust,
Schnell wirf dich an ihre Brust,
Wo gnädig der Gott dir gesinnt.

Weil so gesehn dein Heil
So leichte Bürde spürt,
Weil wieder zu dir geführt
Arkadien nah ist. — Eil!

Eil! Wein im Blattgespreit
Facht schöne Augen in Glut
Und zündet das frohe Blut
Unter eng geschnürtem Kleid.

CORYDON:
Wir haben ganz der lieblichen Zikade gleich
Gesungen ...

AMINTE:
Lasst uns tanzen gehn.

ALLE [ausser Myrtil, Rosalinde, Sylvander und Chloris]:
Wir folgen Euch!

[Sie gehen mit Ausnahme derselben.]

ZWEITE SZENE

MYRTIL, ROSALINDE, SYLVANDER, CHLORIS

ROSALINDE [zu Myrtil]:
Wir bleiben.

CHLORIS [zu Sylvander]:
Vorgezogen, so rühmt Euch nur dreist,
Ich lieb' den Tanz, dass er mich durch die Fenster reisst,
Wenn ich nun jene und den weichen Rasen meid',
So ist es nur um Euch! [Sylvander presst sie an sich.]
Lasst mich, wie wild Ihr seid!

[Sylvander und Chloris gehen ab.]

DRITTE SZENE

MYRTIL, ROSALINDE

ROSALINDE:
Erzählt mir.

MYRTIL:
Welche Dinge denn böt' Euch mein Mund?
Vergangenes? Es langweilt Euch und sehr mit Grund.
Gewärtiges? Wozu, da uns dies Hier gehört.
Zukünftiges? Lasst jene Dinge ungestört.

ROSALINDE:
Sprecht vom Vergangenen.

MYRTIL:
Warum?

ROSALINDE:
Ich will's! genung!
Vertraut Euch nur der Heuchlerin Erinnerung!
Sie färbt azuren jedes finstere Ehemals
Und setzt für Höllenschluchten Bilder süssen Tals.

MYRTIL:
So sei's denn! Ich beschwör, Dir, Teure, untertan,
Die finstre Liebe, welche, ach! war unser Wahn:
Stechende Reue, tiefer Ekel, ewige Plage
Und alle wilde Traurigkeit der toten Tage.
Ich nenn' der schönsten Hoffnungen endloses Matten,
Unserer Herzen bis zur Niedrigkeit Ersatten,
Eins Sklav' des anderen, und dann als letzter Ton,
Als ganze Gabe, ganzer Dank und ganzer Lohn
Gemartert, blutend und verhöhnt ins Ungeheure,
Die Tollheit meiner Eifersucht verschnürt in Eure
Und Euer Argwohn steigernd meines Argwohns Gier,
Bald ein Verrat von Euch, bald ein Verrat von mir.
Ja! weil Vergangnes Euer Ohr so schmeichelnd trifft,
Dieses Vergangne, das ich wie mit weisser Schrift
Auf unsrer Zukunft düstrer Mauer leuchten seh'.
Dieses Vergangne, seiner Widersprüche Weh

Und Ausbrüche von Tränen und von zornigem Wahn
Sag' ich Euch wieder, Teure, ganz Euch untertan!

ROSALINDE:

Wisst Ihr, mein Freund, dass ich Euch in so feinem Zanke
Und so empört bewundernswürdig find'?

MYRTIL [gereizt]:

Ich danke.

ROSALINDE:

Ihr eifert über alle Dinge gar zu arg.
Dass jene Stunde Gram, die Langeweile barg,
Bejammert Ihr mit diesem kinderhaften Groll.
Ich weiss nicht, wie ich es dem Gotte danken soll,
Geliebt zu haben, lieben den danklosen Held,
Ihn weiter lieben, da er dumme Reden hält,
Und der mich liebt, so sicher, als er hier im Land
Der Zärte sitzt. Ja, trotz der steifen Hand
Und starren Gliederpuppenaugs: ich bin gewiss,
Dass Ihr noch immer offen tragt den wunden Riss,
Geritzt durch dieses Aug' hier, diesem Herzen da.

MYRTIL [betrübt]:

Jedoch der Tag, der liebend mich bezaubert sah,
War, meine Freundin, Euch wie mir gleich schicksal-
schwer.
Die eingeschlafne Zärtlichkeit zu wecken, wär',
O, glaubt mir, wäre tollkühn; nun frommt dieser Zeit,
Zu achten bis ans Ende ihrer Müdigkeit,
Denn vor dem Tod der Leiber endet diese nie.

ROSALINDE:
Narr! Wodurch könnten wir denn leben als durch sie.

MYRTIL [ernst]:
So lasst uns sterben.

ROSALINDE:
Leben! Sei's um jeden Preis,
Denn Bitternis und Zorn und Ekel, o, ich weiss,
Sind Euch ein Gram, der flüchtet über Nacht.
Und diesen Stolz, der Euer Wort so bitter macht,
Bett' ich auf meiner eigensinnigen Lieb' zur Ruh',
Und ich will Euch trotz allem lieben, dich! hörst du?

MYRTIL:
Ihr seid in Aufruhr –

ROSALINDE:
Nun wohlan! verlasst die Bucht!

MYRTIL:
Gut! Es soll sein!

ROSALINDE:
Kommt, pflückt mit mir die Erstlingsfrucht
Der Lieb', die noch ihr neues Leben schüchtern macht.
Löst diese Sorgenfalten und wie gestern lacht
Zu meiner Zärtlichkeit, der vollen, grossen, hin!

MYRTIL:
Ach, immer führest du mich, süsse Zaubrerin!

[Sie gehen. Sylvander und Chloris kommen zurück.]

VIERTE SZENE

CHLORIS [laufend]:
Nein!

SYLVANDER:
Doch!

CHLORIS:
Ich will nicht!

SYLVANDER:
Lieber sagt: Ich will nicht mehr.
[Er hält sie umfangen.]
Doch seht, ich fessle Eurer Wünsche wirres Heer.
Der böse Sperber hält die arme Schwalbe fest.

CHLORIS:
Pfui! Schändlich Tun, das Euch nicht mal erröten lässt.
O nein! Er lacht, er lacht,
[weinerlich zum Lachen] ah, oh, hi, ah, wie schlecht!

SYLVANDER:
Trara! Jedoch das einzige und echte Recht
Ist unsres: Einer toll im andren, heiter frei,
Jung und verachtend jedes andre Einerlei,
Das sauertöpfisch hüpft auf einem Bein vorbei,
Zwei Herzen sein für eins, Geliebte, eins für zwei.

CHLORIS:
Ei, Herr Verliebter, welches schöne Wort ich höre,
Ihr seid ein Anwalt oder Dichter, o, ich schwöre,
Um so zu reden, ohne Lachen, dunkeltief. –

SYLVANDER:
So zierer Spott, der aus so feinem Mäulchen lief,
Verdoppelt mir die Reize der Eroberung:
Solch Glanz in Euern hübschen Augen und im Sprung
Solch feiner Geist! Noch feinerer, ich bitte drum.

CHLORIS:
Und fänd' ich Euch zufällig hässlich und auch dumm,
Stolzer Eroberer im Schein, Sieger im Bild.

SYLVANDER:
Wie hättet Ihr das Abenteuer dann erfüllt,
In dem Euch vorhin jeder Abscheu gegen mich,
Der mir zum Unheil hätte gelten können, wich?

CHLORIS:
O Eitelkeit der Männer, die so bald nicht weicht
Von ihrem Thron! Geht, geht, der Grund ist allzu leicht,
Den Ihr beschwört von einem mutgemassten Hang,
Den Euer Herz von meinem anspruchsvoll bedang –
Jedoch genug, dass jeder so den andern schilt.
Hört an: Ich zeichne Euch jetzt meines Wesens Bild,
Damit Euch ja kein Zweifel bleibt, und wisst Ihr drum
Und leidet doch, so wisst Ihr wenigstens warum.
Lernt also . . .

SYLVANDER:

Tötet, meine Allerschönste, mich,
Wenn ich je fordre ...

CHLORIS:

Lernt zu schweigen! – Also ich,
Die zu Euch spricht, ist ganz kokett und toll, jawohl.
Leichtfertig lieb' ich mir den Tag, die Nacht frivol:
Ich lieb' das Band, das steht, den Liebsten, der gefällt,
Um sie bald wieder zu vertun! wie mir's gefällt!
Zum Beispiel, Ihr, mein Herr, Ihr, den ich jüngstens ja
Gewiss nicht allzu sehr von oben her besah,
Ihr mögt mich achten für das allerschlimmste Tier:
Ich weiss nicht, ob ich Euch noch länger dulde hier.

SYLVANDER:
Im Zweifel –

CHLORIS [kokett fliehend]:

Bleibt der Stolze blind: Ich bleibe blind!

SYLVANDER [fast naiv]:
Das ist zuviel! Ich leide und will weinen.

CHLORIS [gerührt, aber froh]:

Kind,
Komm! aber denk' daran, dass ich oft untreu bin,
Oder noch besser, launenhaft. Mit solchem Sinn
Allein müsst Ihr mich nehmen, aber hört zugleich:
Wir beide sind voll Liebe – denn ich lieb' auch Euch –
Da ist das grosse Wort entschlüpft! Jedoch ...

SYLVANDER:

O harter

Abbruch!

CHLORIS:

Erwartet erst das Ende Eurer Marter.
Jedoch, so meinte ich, trotz der Entzückung Wucht,
Trotz unsrer feierlichen Schwüre Eifersucht,
Ewig zu sein, ist Arglist jenes Gottes Brauch
Auf dem Altar von Paphos
[auf eine verneinende Geste Sylvanders] und von Knidos auch.
Denn solche Satzung legte Liebe uns ins Blut:
Dass, hat man dieses kaum gesagt, man jenes tut.
Gewiss, dann kommt die Reue bald, jedoch der Schwur
Hat Flügel: man verlöre auch sein Letztes nur,
Will man noch hinter der entflohenen Lüge drein!
Was tun? Trostloser Sorge ewiger Träger sein?
Die Arme hängend, rote Augen, wirres Haar,
Durch Berg und Täler, wie's des Orpheus Sitte war,
Die Luft mit Seufzern füllen und dem Tränenmeer
Allzu geschwätziger Schmerzen unfeinem Begehr?
Nein! Hundert Male nein! Leichtfertig lieber nur
Nicht fordern das Unmögliche von der Natur!
Wir sind uns beide, spracht Ihr eben, nahebei,
Eins tief im andern, lasst uns glücklich sein, es sei
Verhöhnt, was nicht zu unsrer süssen Raserei
Gehört: zwei Herzen nimm für eins, ein Herz für zwei!

Ich eine mich, bin Eure, Deine, glaubt Ihr's nun?
Gewiss, ich hatte eben unrecht, so zu tun,
Als stiesse ich ein Herz zurück, das sich mir beut,
Ich selber komm zu Euch zurück, schon müd im Streit.
So lasst uns lieben. Nehmt mein Herz und meine Hand,
Jedoch, bei Gott, knüpft nicht an morgen dieses Band,
Und ist uns beiden dieses »morgen« nicht mehr gut,
So wissen wir, dass alles Glück auf Sand beruht,
Dass man nach Recht und Schuld nicht Liebe fragen soll –
Vor allem seien wir einander nachsichtsvoll.
Gefällt's?

SYLVANDER:

Gefiele mir, doch so . . .

FÜNFTE SZENE

DIESELBEN, MYRTIL

MYRTIL [plötzlich hinzutretend]:

Die Dame riet
Ganz recht, und ihre Rede wär' ein Hochzeitslied,
Das ich genommen hätte so.

CHLORIS:

Das macht zwei »so«.
Eins ist zuviel.

MYRTIL [zu Chloris]:
Ich denke ganz und bin drum froh,
Wie Ihr.

CHLORIS [zu Sylvander]:
Und Ihr, mein Herr?

SYLVANDER [zu ihr]:
Es sei Euch nicht verhehlt...

CHLORIS:
Und was, mein Herr? Schon jetzt so lau?

MYRTIL [zu Chloris]:
Ein Ritter fehlt,
O Chloris, Euch, wie ich...

SECHSTE SZENE

DIESELBEN, ROSALINDE

ROSALINDE [plötzlich hinzutretend]:
Ich grüsse euch. Ich bin,
Da es wohl so bestimmt sein muss, seit dem Beginn
All dieses Wahns, den unser Herz zum Spielzeug hat,
An Eurem Wagen schon das fünfte Rad.
[zu Myrtil:] Ich gebe Eure Schwüre, alt und neue Stück
Und allerneuste, wahr und falsche, Euch zurück.

MYRTIL [am Arme der Chloris und wie zum Schein abwehrend]:
Liebe!

ROSALINDE:
Verteidigung bedarf's nicht voreinander.
Denn seht in mir die tiefste Freundin von Sylvander.

SYLVANDER [entzückt, überrascht, leicht]:
O Süsse der Charybdis nach der Scylla Lust.
Doch diese macht's wie jene, wie mir wohl bewusst,
Und alle zwei, anbetungswürdige Koketten,
Sehr schön in ihren Launen, schwirrende Raketten,
Spielen mit meinem Herzen, fürcht' ich, ungezähmt.

CHLORIS [zu Sylvander]:
Fad!

ROSALINDE [zu Sylvander]:
Undankbarer!

MYRTIL [zu Sylvander]:
Unverschämt!

SYLVANDER [zu Myrtil]:
So? Unverschämt?
Mein teurer Freund, mein Vorwurf trifft nicht minder zu:
Ist's wahr, dass wir dich quälen, uns beleidigst du!
[zu Rosalinde und Chloris:]
Euch, meine Damen, bin ich beiden untertan,
Doch ist mein Herz, das aufbäumt auf verwegner Bahn,
Ein böses Pferd, das, widerspenstig seinem Zaum,
Vor der erkannten Fährnis flieht und jagt im Schaum,

Und bräch' es bald danach auch anderswo den Hals.
[zu Rosalinde:]
Drum wünscht Ihr, Rosalinde, so bedachten Falls
Für einen Ritt ins blaue Land des Himmelhorns
Ein lediges Ross, Feinschmecker auserlesnen Korns,
Ein wenig keck, doch niemals harsch in seinem Lauf,
So zäumt in Musse meinen guten Willen auf.

MYRTIL:

Das Sprüchlein war ein wenig grob: doch Einerlei!
Gebrannte Katze fürchtet sich vor heissem Brei.
[zu Rosalinde:] Ist es nicht so? Und wisst Ihr, Rosalinde, wer
Besagte Katze ist? Ich bin's.

ROSALINDE:

Nichts weiss ich mehr.

MYRTIL:

Und da in diesem Streit, wo jeder prahlend quält,
Auch Chloris mich zu ihrem Flügelpferde wählt,
Für ihren Traum, der sich im Mond und wo versteckt,
So bin ich frisch gezäumt, mit Blumen auch bedeckt,
Ganz köstlichen, von starkem göttlichen Geruch –
O, ihre spitzen Dornen fühl' ich bald genug.
[zu Chloris:] Nicht wahr, geliebte Dame?

CHLORIS:

Schweigt und liebet mich.

Leb' wohl, Sylvander!

ROSALINDE:

Leb' wohl, Myrtil!

MYRTIL [zu Rosalinde]:

Verlier ich dich?

SYLVANDER [zu Chloris]:

Es ist für immer.

ROSALINDE:

Leb' wohl, Myrtil!

CHLORIS:

Leb' wohl, Sylvander!

[Sylvander und Rosalinde gehen ab.]

SIEBENTE SZENE

MYRTIL, CHLORIS

CHLORIS:

Wohnt Euch im Herzen soviel Liebe beieinander,
Dass, von der zornigen Liebsten Joch fast noch beschwert,
Ihr Euch sofort zu meiner armen Schönheit kehrt?

MYRTIL:

Glaubt Ihr, dass grade dieses sie beleidigen könnte?

CHLORIS:

Wen? Meine Schönheit?

MYRTIL:

Nein, die andre . . .

CHLORIS:

Ah – ich gönnte
Mir andre Antwort, ich gesteh's; ich wär' beglückt
Von einem Madrigal, ein wenig ziergeschmückt,
Doch Ihr wollt sprechen zweifellos von Rosalinde,
Von ihrem Groll, in dem ihr krauses Herz sich winde.
O zweifelt nicht, sie ist ganz ohne Mass vergällt.

MYRTIL:

Ihr seid des ganz gewiss?

CHLORIS:

Ach über diesen Held,
Den ich mir nahm, und der mich selber überfiel
Mit heissem Flehn! Und noch im trübsten Widerspiel
Könnt Ihr vor solchem kümmerlichen armen Glück
Zu gar nichts Besserm diesen ersten Augenblick,
Ach, unsrer ersten Liebe, teurer Theseus, weihn,
Als nur nach der verlassnen Ariadne schrein?
Doch schweigen wir davon, um später mehr zu sagen –
Ja, da Ihr's hören wollt, ich will's zu schwören wagen,
Dass Rosalinde noch den Ungetreuen liebt,
Schäumt, wütet, flucht und solchem Groll sich übergiebt,
Dass sie aus reinem Trotze mir Sylvander nahm.

MYRTIL:

Und Ihr beklagt Sylvander sehr?

CHLORIS:

Ach, schlecht bekam
Ihm, wie mich deucht, dass er an Eure Freundin fiel.

MYRTIL:
Warum?

CHLORIS:
Ihr heuchelt allzu sehr und fragt zuviel.

MYRTIL:
Doch Ihr beklagt Sylvander sehr?

CHLORIS:
Liebt Ihr mich, Ihr?

MYRTIL:
Ihr habt so schöne Augen, Eure...

CHLORIS:
Und seid Ihr
Ihm eifersüchtig?

MYRTIL [lebhaft]:
Ja! [sich verbessernd] Doch für Vergangnes, Süsse!

CHLORIS:
Nun wohl! Ein solch Geständnis, kam's auch zögernd, hiesse
Galanter Dienst, und gern nehm ich's als solchen an.
Ihr liebt mich also?

MYRTIL [zerstreut, nach einer Stille]:
Ja!

CHLORIS:

Welch lauverliebter Mann
Wärt Ihr, wenn anders Ihr mich wirklich so sehr liebt.

MYRTIL:

O holde Freundin –

CHLORIS:

O, wie kalt das klingt. Er giebt
Ein altes Kompliment: ihn dünkt's ein Siegerscherz!
Mir fallen Eure ewigen Ja's schon auf das Herz.

MYRTIL [lässig]:

Erlaubt –

CHLORIS:

Da kommen Rosalinde und Sylvander.

MYRTIL [wie plötzlich aus dem Schlaf erwacht]:

O Rosalinde!

CHLORIS:

Und Sylvander. Umeinander
Schlagt Ihr die Arme in der Luft wie Mühlenflügel.
Sie kehren hierhin. Kommt, und hinter jenem Hügel
Lasst uns, wenn's Euch gefällt, beenden diesen Streit.

[Sie gehen ab.]

ACHTE SZENE

SYLVANDER, ROSALINDE

SYLVANDER:
Das ist in kurzen Worten mein Geschick.

ROSALINDE:
So weit
Lehrt es mich auch Myrtils Geschick erkennen:
Ihr, durch ein scheues Ahnen, fein und kaum zu nennen,
Floht vor der Liebe, die zu überfluten schien,
Und ihrer Lippe, unbekannt mit Küssen – hin,
Von alter Liebe Denken fieberig durchfurcht,
So dumm wie undankbar, fasst vor Vergangnem Furcht,
Und beide habt Ihr unrecht, geht, Sylvander.

SYLVANDER:
Hört –

ROSALINDE:
Nein, alle beide, und seid Ihr mir nicht empört!
Und alle beide leiden, und das ist sehr recht.

SYLVANDER:
Nach allem seh ich mein Verbrechen nur sehr schlecht
Und wüsst auch nicht, mir allzu tiefe Qual zu machen,
[geziert] Wenn Euer Herz mir nur –

ROSALINDE:
Ihr tut nicht gut, zu lachen.

SYLVANDER:
Ich lache nicht. Ich sag es ganz bedächtig kühl,
Dass ich mich keineswegs so überschuldig fühl
An Chloris, dieser liebenswürdigen Spielerin,
Die leider voller Wankelmut; jedoch ich bin
Gewiss, mit Euch beglückt zu sein, die voller Huld
Mich nahm, als ich, geprellt, verworfen ohne Schuld
Und abgestellt von meiner Herrin, wie ein Brett
Am allerliebsten mein Gehirn zerschlagen hätt,
Wenn eine Waffe zwischen meinen Fingern war.
O ja, ich werd' Euch lieben, will es – es ist wahr,
Ich muss es ja –. Ich lieb Euch bis zur Raserei,
Und darum fort Betrübnis, Gram, Melancholei!
Ich bin Dein Hund, Dein Wolf, ganz ohne Wahl,
Und süss –

ROSALINDE:
Ihr tut nicht gut, zu lachen, noch einmal!

SYLVANDER:
Und noch einmal: Ich lache nicht, ich bet Euch an,
Vergöttre Deine Stimme, die so schmeicheln kann,
Und Eure kleinen Füsse, Füllsel meiner Hand,
Und unter denen zart und fröhlich knirscht der Sand,
Die leuchten, weisse Träume, aus dem zieren Schuh.
Wenn Deine grossen Augen, Sternen-Herrin Du!
Auch uns begnadeten mit liebevollem Strahl
Gleich jenen Blumen, die im sommerlichen Tal

Zur Sonne ihre treuen Blumenkronen drehn,
So bleib ich glückverstört und ohne Worte stehn,
Ohne Gedanken, ohne Leben, toll verzückt,
Vor diesem schönen, stolzen Aug, das auf mich blickt.
Ich beb vor deinem Atem, wie im Wind das Kraut,
O meine schöne, göttliche, erhabene Braut,
Und meine Seele hängt an deiner Wimper zag ...
– Ja, übrigens, glaubt Ihr, dass Chloris mich noch mag?

ROSALINDE:
Und wenn ich es denn dächte?

SYLVANDER:
Ungereimte Frage,
Wahrhaftig!

ROSALINDE:
Wenn ich Euch die nackte Wahrheit sage?

SYLVANDER:
Nein! Denn wozu nur? Nein! Ich bin ein Narr, o nein!
Ich bin verwirrt und seht, ich lieb Euch nur allein.

ROSALINDE:
So ist's Euch gleich, dass es ganz offensichtlich, klar,
Handgreiflich ist, dass Chloris Euch noch liebt ...

SYLVANDER:
Ist's wahr?
Zum Teufel! Sie! Sie! Kommt, kommt schnell –
[plötzlich nachdenklich beiseite] doch ach!

ROSALINDE:

Woran

Verzweifelt Ihr?

SYLVANDER:

Die Flatternde fliegt ihre Bahn.

Sie ködert jetzt Myrtil . . .

ROSALINDE [leidenschaftlich]:

Sie ködert ihn, sagt Ihr?

So liebt er sie, so liebt er sie! . . .

SYLVANDER:

Ich sterbe hier,

Wenn ich den eifersüchtigen Schrei versteh –

ROSALINDE:

Ach, schweigt!

SYLVANDER:

Ein Täuscher! Eine Tolle!

ROSALINDE:

Ach, gesteht's: Ihr zeigt

Euch eifersüchtig auf Myrtil!

SYLVANDER [wie plötzlich von einer schmerzlichen Idee getroffen]:

Halt! Trübes Bild –

Doch wohl, 's ist wahr: die Seele ganz von ihm erfüllt . . .

ROSALINDE [fast heiter]:

Auch Ihr seid eifersüchtig, o, ich sah es klar!

SYLVANDER [beiseite]:

Ich heuchle noch.

[zu Rosalinde:] Ich schwöre Euch, es ist nicht wahr,

Und wenn ich wirklich auch mit Eifersucht mich trage,
Ist der Myrtil von einst nur Grund für meine Plage.

ROSALINDE:
Genug langweiliger Artigkeiten! Lasst! Ich bin
Sehr traurig und Ihr auch. Das Ziel, zu dem ich hin
Mich sehne, ist auch Eures. Lasst von beider Leid
Uns sprechen, denn das ist der Unseligen Einigkeit
Zu tun, und tröstet, sagt man. Denn wir lieben noch,
Ihr Chloris, ich Myrtil, und ohne Hoffnung doch
Auf Rückkehr. Darin freilich scheiden wir uns weit,
Dass man mich hat verraten, und dass Euer Leid
Nur von Euch selber stammt und Eure Strafe ist.
Hab' ich nicht recht?

SYLVANDER:
Wie Euer Herz in meinem liest! –
O teure Chloris, schändlich hab' ich dich verkannt!
Wo find ich deines Neckens unschuldvolles Pfand
Und deine Anmut, deine gütige List, dein Herz?

ROSALINDE:
Und ich, durch eines andern Schicksals bittern Scherz,
Ich wein Myrtil dem Ungetreuen nach –

SYLVANDER:
Untreu?
So müsste Chloris ihn ja lieben. O, ich scheu
Nicht ihren Tod! Ich rase, seufze! Sagtet Ihr

Denn nicht, sie liebte mich noch immer – Himmel, hier
Seht hin, da sind sie.

ROSALINDE:

Wovon mögen sie jetzt sprechen?

[Sie treten in den Hintergrund.]

NEUNTE SZENE

DIE VORIGEN, CHLORIS, MYRTIL

CHLORIS:

Kommt, schöner, finstrer Herr, versucht, noch mehr zu brechen
Verborgne Qual. Bekennet doch das Ganze gleich!
Das tiefe Schweigen, ist's nicht so, erstickte Euch,
Und das banale Muss, das Euch ins Netz verfing,
Als heischte ich im Flötenton ein fades Ding
Von Madrigal bei jedem neuen Blütenstock,
Erstickte Euch, als wär's ein allzu enger Rock.
Und Euer armes Herz, das nur für jene schlug,
Verschwieg mir sein Geheimnis, höflich, zart und klug.
Doch jetzt, da ich fast alles selbst geahnt, warum
Bleibt Euere Verstocktheit immer noch so stumm?
Sprecht doch, von ihr, das wäre endlich ernst und wahr.
Dann littet Ihr auch weniger, und wär's nötig gar,

Dass ich Euch andrer Leiden zum Mitleiden lieh:
Ich habe nötig, auch von ihm zu sprechen!

MYRTIL:

Wie?

Auch Ihr? Auch Ihr?

CHLORIS:

Auch ich, o ja, auch ich. O, bliebe
Mir Hoffnung noch auf meines Vielgeliebten Liebe!
Wir waren beide, o Sylvander, ganz gemacht
Eins für das andre! Welche eifersüchtige Macht,
Welch schlimmer Gott schuf grausam dieses
Missverstehn,
Leichtfertiges mehr noch als barbarisches Geschehn!
Sein Geist hat ausgeheckt, was nur das Herz versah.

MYRTIL:
So hofft, vielleicht ist ihm schon tiefe Reue nah,
Wenn ich's an meiner Qual ermess –
[er schluchzt] und meinen Tränen.
[Myrtil und Chloris drücken sich die Hände.]

ROSALINDE [hervortretend]:
Kostbarer Regen, Augenblick von süssem Wähnen.

MYRTIL:
O, das ist schändlich.

CHLORIS:

Schmerzlich!

ROSALINDE [auf den Fussspitzen und sehr leise]:

Chloris!

CHLORIS:

Ihr wart dort?

ROSALINDE:

Das launige Geschick, das voneinander fort
Uns trieb, führt Euch, nach allzu hartem Grolle weich,
Sylvander wieder zu, ich selber bring ihn Euch
Und schwöre seinen Schwur, dass es nie mehr gescheh.
Ist es zu spät?

SYLVANDER:

O, nur kein ganzes Nein! Ich fleh!
Habt nur ein wenig Mitleid. Beste Rache ist,
Die wenigstens mit einem Schein von Nachsicht misst.
Bestraft mich nicht nach allzu strengem Recht und werft
Mir nicht, wie's meine Schuld verdient, verschärft
Die Narrheit vor: nur wie mein toller Kopf sie trug
Und, ach, mein schwaches, feiges Herz. [Er fällt aufs Knie.]

CHLORIS:

Seid Ihr nicht klug?
Erhebt Euch doch, denn ich bin viel zu glücklich nun,
Um irgend etwas nur, das Euch missfällt, zu tun,
Und schling um deinen Hals, Geliebter, meinen Arm.
Wir sprechen uns noch aus, dann sei mein erster Harm –
Mein erstes Recht: dass du die Zweiflermiene strafst,
Womit du meine arme, junge Liebe trafst,

Die, wenn sie Übermut und leichte Laune kennt,
In tiefer Hingebung darum nicht minder brennt
Auch unter ihrem tollen Schein von List und Lug –.
Drum fort die Wolken, führ aufs neu den Flug
Der süssen Trunkenheit, die unsre Seelen band.
[zu Rosalinde:] Ihr seid gewiss, o gute Dame, Ihr gewannt
Mein ganzes Herz, gebt Eurer Schwester einen Kuss.

[Die beiden Frauen küssen sich.]

SYLVANDER:

O frohe Schöne, die die Süsse tränken muss!

ROSALINDE [zu Myrtil]:

Nun, Myrtil, wenn ich täte, wie's von ihr geschehn?

MYRTIL:

O Gott, sie hat verziehn so gütig, wie sie schön.
[zu Rosalinde:]
Lasst mich Euch fromm die Hände küssen, Stern und Glück!

ROSALINDE:

So endet dieses gut. Ein lieber Augenblick
Ist dieses nun. Wir wollen, alle Traurigkeit
Verschweigend, glücklich sein.
[zu Chloris und Sylvander:] Ihr, süsse Freunde, seid
Sehr froh, verschlingt der jungen Herzen Blutsgewalt!
Pflückt Eurer heissen Küsse rote Blume bald.
[zu Myrtil gewendet:]
Wir alte Liebende, nach halben Lebens Flucht,
Wir werden Euch bewundern ohne Eifersucht,

In unsern stillen Freuden späten Tags geeint.
[Alle Personen der ersten Szene kommen zurück und gruppieren sich wie beim Aufgang des Vorhanges.]
Und seht, da schon der Strahl der Sonne schwächer scheint,
Hier alle unsre Freunde, die vom Tanze kehren,
Als wollten sie nun unsre schönen Leiden hören.

ZEHNTE SZENE

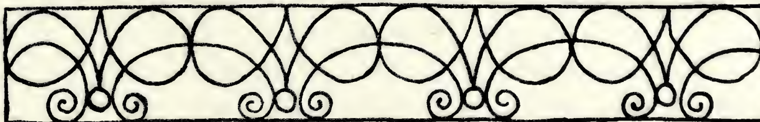
Alle wie vorhin gestellt.

MEZZETIN [singt]:

Eil ohne anderen Brauch,
Als zu erjagen, was lock,
Zerknittre den seidenen Rock
Und liebe die Verse auch!

Denn aller Moralen Triumph
In dieser Welt, wo der Narr
Noch immer der Weiseste war,
Heisst: Mach die Erinnerung stumpf.

Verfinstert und grämlich stehn,
Komm nimmer dir bei: Eil! Spring!
Ist denn das Leben ein Ding,
Ernsthaft und wirklich, so gesehn?



DIE SYMPHONIE IN LILA
[GABRIELE]

INTRODUKTION [MODERATO]

Ah, meine Guten: da seid ihr alle und habt Veilchensträusse an eure lustigen Hüte gesteckt.
Wie ich euch lieb habe, meine Guten, alle seid ihr meinem Herzen gleich nah.
Herbst ward es, ihr Musikanten, und ihr habt Veilchen an eure lustigen Hüte gesteckt, dunkle Herbstveilchen an eure Hüte von gelbem Stroh.
So sollt ihr mir Herbstliches spielen: eine Symphonie der Sehnsucht, ein Waldkonzert:
Und die Oboe soll sein wie die gelben Blätter.
Und das Waldhorn soll sein wie die roten Blätter.
Und Celloklänge sollen steigen und fallen
Wie warme Düfte der feuchten Erde,
Wie kühle Strahlen der müden Sonne.
Aber die Klarinette soll die Königin sein, die Seele meiner blonden Herrin, die durch den Wald geht.
Lila wie ihr Kleid, lila wie die dunklen Veilchen in goldenen Haaren, lila wie die lichten Astern in weissen Händen und lila wie ihre zartesten Träume.

Und du musst viel starke Sehnsucht ins weisse Mundstück hauchen, ins weisse Mundstück deiner dunkleren Flöte. Viel stille Seufzer musst du hegen und bergen im schwärzlichen Rohre, und jeder Ton, den die blinkenden silbernen Klappen nur ungern und zögernd entlassen, muss sein wie der Laut einer seltsamen fremden Schönheit mit offenen blauen Augen und verwundert fragen: Warum sehnt ihr euch so nach mir, erhabenste Kinder der Menschen?
Also macht fort, meine Guten, und dies gebe ich euch, auf dass ihr wisst, worauf meine Seele gestimmt sei: Spielt mir das Menuett des lieblichsten Meisters Mozart: Sind doch die Tänze die Mütter der Träume und Schönheit.

ALLEGRO CON BRIO.

Trianon: Tri . . a . . non.
Hurtig, ihr Musikanten, lasst alle eure Instrumente klingen, lasst alle eure Instrumente jubeln und klingen: Trianon.
Lustig, ihr Geiger, vergesst eure prickelndsten Piccicati nicht: süss und leichtsinnig wie goldner Champagner in den Kelchen Venedigs.
Lustig, ihr Flötenspieler, vergesst eure tollsten Koloraturen nicht: süss und leichtsinnig wie verliebtes Geflüster hinter Hecken von Taxus.

Und du, Meister der Musika: verschmähe heut die Zinken nicht, die Hörner nicht, die Bässe nicht und die Pauken nicht: Rokoko.

Trianon und Rokoko.

Trianon.

Kommt dort nicht meine Herrin aus dem zierlichen Tore des weissesten Schlösschens?
Und sind ihre Haare nicht weiss geworden, weiss und puderbestäubt ihre goldenen Haare?
Und ist ihr Name nicht Antoinette, Marie Antoinette?
Die schönste und stolzeste Königin von Morgen- und Abendland?
Marie Antoinette.
Ihr Kleid ist lila: flüsternde Seide, lila die Blumen in duftenden Haaren, und Veilchensträusse lachen hinter den Ohren dieses tänzelnden Zelters.
Aber dieses Pferd ist fahl, von toter, braungelber Farbe, mit schwärzester Mähne und schwärzestem Schweife.
Doch ihr Kleid ist lila, flüsternde Seide, lila die Blumen in duftenden Haaren . . .
Und die Luft ist wie Glas, so klar und so warm, und Sonne, Sonne liegt auf den Alleen.
Die Lindenbäume, die alten Kastanien, die Riesen, sie alle, sie neigen ehrfürchtig ihr Haupt vor der Frau:
meiner allerlieblichsten Herrin,
meiner allerhehrsten Herrin,
meiner allerhehrsten, erhabensten Herrin.

Und staunend sehn sich die alten Heiden von Marmor, die Götter und Frauen der losen Geschichten, vom Golde, vom gleissenden Golde der fallenden Blätter bedeckt und ummodert . . .
Schweigt stille, ihr andern, und lasst der Oboe die leise verhallende, langsam verklingende, schwimmende Klage: Trianon . . .

ADAGIO [PASTORALE].

Die Hörner verblasen die Jagd.
Aus dem nahen Herbstwalde hallen die Töne durch den dämmernden Tag:
Langhin . . . Langhin . . .
Die Königin Marie Antoinette hört sie alle, diese langhin-hallenden Töne, alle Gedanken meiner allerlieblichsten Herrin sind bei dieser Jagd.
Sie sieht diese weissen und gefleckten Hunde mit den roten langhängenden Zungen. Sie kennt diese Meute gar wohl.
Sie sieht diese Vicomtes und Marquis mit den roten und grünen Röcken. Rot und glühend die feinen Gesichter, sie kennt alle diese Leute gar wohl.
Sie sieht diese edlen Rosse mit den feinen, zitternden Nüstern, die goldbraunen, die weissen, die schwarzen . . .
Langhin hallen die Hörner, langhin aus dem bunten Herbstwalde . . .

An was sie wohl denken mag, meine allerlieblichste Herrin? Sie sitzt so einsam auf ihrer grünen Wiese, mitten unter den blassen Herbstzeitlosen sitzt sie da: fast wie eine Heilige unter den Kirchenkerzen. Auf ihrem Hügel sitzt sie da wie eine Madonne, und die feinen Säume ihres Kleides tauchen in das grüne Gras zu ihren Füssen.

Warum kommen die Engel nicht, ihr zu dienen,
Warum die Frauen nicht, sie zu preisen,
Warum die Ritter nicht mit nackten Schwertern, sie zu
beschirmen?
Die haben keine Zeit, diese Ritter...
Langhin hallen die Hörner...

Wozu auch beschirmen?
Wer sollte ein Leid antun dieser Königin,
Wer je sich vergreifen an meiner lieblichsten Herrin?

O, dass ihr mir die zarten Gedanken meiner Königin spieltet: die zarten Gedanken auf euren zartesten Saiten.

Sie trägt einen Kranz, diese Königin, in ihren weissen, duftenden Haaren: Wie blasse Amethysten sind diese Blüten, diese lila Kartoffelblüten und ihre Kelche funkeln wie Gold.

O, ihr Stümper, zarter, viel zarter!

Wenn jetzt der König käme und sie so sähe, oder der Graf, der junge, schöne schwedische Graf?

Aber sie werden nicht kommen.
Aber die Jagd ist doch verblasen.
Sie werden nicht kommen, sie werden dennoch nicht kommen.
Und diese Blüten, diese lila Blüten,
Sind sie nicht schlicht und schön,
Sind sie nicht schön, weil ich sie trage?
Wohlan, man soll sie auf Festen tragen,
Auf Festen in Trianon!

O Marie Antoinette, dass du doch deine Kinder so geliebt hättest.
Die Kinder deines Volkes so geliebt hättest,
Wie du ihre Blüten liebtest.
Diese schlichten, unscheinbaren lila Kartoffelblüten.
Dann brauchtest du keine Ritter mit nackten Schwertern,
Die für dich fechten und für dich sterben,
Fern von den Festen von Trianon.

O Marie Antoinette, meine lieblichste Herrin!

SCHERZO [ALLEGRO MA NON TROPPO].

Hört ihr das leise Flüstern und Rauschen im raunenden Schilfe?
Das leise Plätschern und Lachen der Wasser um diese selige Insel?

O, dass ihr mit mir in dem kleinen Tempelchen sässet, dass ihr in dem kleinen chinesischen Tempelchen sässet auf meiner Herrin verschwiegener Schilfinsel!

O, dass ihr sie sähet, die liebliche Herrin im lila Kleide, unter den Alten, den würdigen Alten in schwarzen Röcken und Silberscheiteln.

Hört ihr das leise Flüstern und Lachen, das leise Plätschern und Lachen um diese selige Insel? Das Raunen des Tees und die plaudernden Alten, das silberne Plaudern der silbernen Scheitel?

Hört Ihr das eine, das flüsternde Lied, das Lied von der Herrin, meiner lieblichen Herrin?
Lila Blume in den Gründen,
Dunklen Gründen,
Unter weissen
Silberscheiteln
Blühst du, Blume,
Lila Blume!

So flüstert es leise wie gleitender Nachen
Durchs dunkle Wasser, bestrahlt von dem Scheitel,
Dem silbernen Scheitel des weissen Mondes.

So flüstert es leise wie weisse Finger,
Wie spielender Finger mit goldener Kette
Im faltigen Schosse des lila Kleides.

So flüstert es leise wie rote Lippen,
Wie lächelnde Lippen und Abendwölkchen
Durch duftigen Schleier, durch blassroten Schleier.

So flüstert es leise wie nickende Blume
Vom leichten Hute der lieblichen Herrin,
Wie lila Blume vom blassen Mohn:
Lila Blume bist du selber,
Blühst in Gründen,
Dunklen Gründen,
Unter weissen
Silberscheiteln,
Lila Blume!
Lila Blume!

ALLEGRO CON FUOCO [PRESTISSIMO].

Leer stehen die Zimmer von Trianon, leer sind die Wiesen um Trianon und leer die Wälder.

Wohl gellen die Hörner: langhin, langhin . . .
Wohl grollen die Glocken: weithin, weithin . . .
Wohl reitet Marie Antoinette, meine lieblichste Herrin,
doch wohin, wohin?

Es gellen die Hörner: langhin, langhin ...
Es grollen die Glocken weithin, weithin ...
Doch leer sind die Wiesen um Trianon, um Trianon.

O, dass du so reiten musst, Marie Antoinette,
Fern von Trianon und den langen Alleen.

Wie sie dich jagen die langen Gassen,
Diese holprigen Gassen, hinauf und hinab.

Es gellen die Hörner langhin, langhin,
Es grollen die Glocken ...

O, dass du doch reiten könntest wieder in Trianon
Und spornen den Falben zum Sprung über Gräben,
Mit Veilchen bewachsen, mit Veilchen des Herbstes,
Und über Büsche von lila Astern zu Trianon.

Doch dieses Volk, dieses Mördervolk, sie hetzen und jagen den edlen Zelter durch schmutzige Gassen ... Über Gräben von Unrat, von Blut und von Schweiss und Mauern von Männern, in harten Armen die rostigen Piken, schleift hin dein Kleid, dein lila Kleid.

Lauter, ihr Freunde, lauter, Musik:
Soll meine Herrin am Alltag sterben,
So macht ihr gross und schön diesen Alltag,
Damit unter hohen und grossen Tönen,
Nur ganz grossen Tönen, verblute ihr Herz.

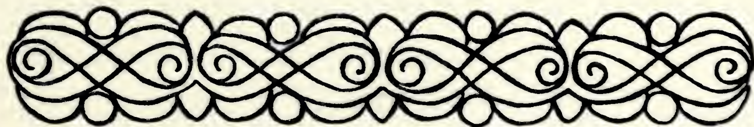
Heraus die Trompeten, heraus die Fanfaren,
Heraus die Klänge der Marseillaise.
So. Unisono: Allons enfants de La Patrie,
De La Patrie.

Doch nun, ihr Flöten und Violinen,
Ihr sanften Schwestern, klagt Trianon.
Doch ihr, ihr Zinken und ihr Trompeten,
Heraus den Ruf des Vaterlands.

Trianon, de La Patrie,
Trianon, pour La Patrie,
Pour La Patrie.

So lasst ersterben die leise Klage um Trianon.
So lasset sinken Marie Antoinette, meine lieblichste Herrin, vom sterbenden Zelter.

Und schaurig erklinge des Marseillaiser gewaltige Hymne, laut übertönend die schwimmende Klage der sanften Oboe um Trianon.
Tri . . a . . non.



DER KELCH DER HERZOGIN VON CHOISEUL

Es giebt wenige Seelen, die diese Stunde erleben: den Kelch zu vergiessen, den sie selbst bis zum Rande gefüllt, ihn mit Lachen zu vergiessen, während der fliessende Wein ihr Weinen ist, und im Grunde des Kelches unter dem glänzenden Golde ein Bild zurückbleibt, das anzuschauen sie nie mehr müde werden können.

»Ich spiele die Verachtung auf einer guten Flöte,« sagte Barthelémy zur Herzogin von Choiseul an einem jener langen Abende, die sie allein verplauderten, bevor sie nach Italien gingen, »und es giebt wenige Frauen, die diese Töne nicht verlockten wie den Hasen die Farben einer Otter.« »Sie sind einer von den Männern, die von ihrer Rute sprechen, während sie ein Schwert in Händen halten« sagte die Herzogin von Choiseul, »Sie können die Verachtung aller Dinge spielen, weil Sie ein Geheimstes haben, das Sie allein verehren. Sie gewinnen mit dem, was Sie am wenigsten zu haben scheinen –« »Also mit einem schönen Gesicht, da meines unbestreitbar das hässlichste ist«, lachte Barthelémy, und die zarte Herzogin errötete und stützte verwirrt den Zeigefinger

ihrer rechten Hand in die hohle Handfläche ihrer linken Hand: »Sie haben eine seltsame Art, Abbé,« sagte sie, »die Bilder, in die man Sie zu fassen sucht, aus dem Spiegel wegzufangen und Ihr spottendes Gesicht darin zu zeigen. Aber Sie verraten mir damit, wie vieles Sie verbergen wollen.«

Der Abbé senkte die schweren Zugbrücken seiner Augenlider halb herab und hisste seine Augenbrauen wie Warnungswimpel auf: »Es ist schwer,« spottete er, »aus einem leeren Bau selbst mit Lobreden einen Fuchs zu locken — aber Sie irren, Herzogin, die Verachtung hat so wenig ein Geheimstes nötig, wie einst der Frosch einen Schwanz brauchte, um die Königin der Libellen zu fangen.«

»Sie nehmen Ihre Gleichnisse aus so fremden Märchen,« seufzte die Herzogin von Choiseul, »wie fing denn der Frosch die Königin der Libellen?« »O, sehr klug,« sagte Barthelémy, »er schwamm unter den Blütenzweig, auf dem die Königin sich wiegte und rühmte lange den schlanken Bau und die schmale Anmut ihrer leichten Glieder. Aber unwürdig sei so schlankem Bau und schmaler Anmut das Gewand, das sie umhülle. Und er pries ihr ein anderes, das er an seinem Schwanze mit sich trüge, und das er jüngst einem Sterne abgelistet, der sich im dunklen Wasser badete. Die Libelle blickte nieder und sah im tiefen Grund ein Gewand von goldenblauem

Glimmer, mit verschleierndem Sternensilber durchwirkt und von roten Steinen blass überstrahlt. Sie erkannte nicht ihr eigenes Bild in dem flimmernden Kräuseln, das der Frosch dem Spiegel gab, und je mehr bei seinen preisenden Worten mit ihrem Verlangen das zitternde Spiel ihrer Flügel wuchs, um so schimmernder wurde das Kleid im halben Lichte des Wassers; und je mehr der Frosch mit lässigem Tone, dessen Wechsel sie nicht merkte, ihr das neue Gewand um den Preis des alten bot, wenn sie selber niederstiege und mit gnädigem Lächeln es tausche, um so müder wurde vor dem Erhoffen grösseren Triumphes der Stolz und die Klugheit der Königin, bis sie endlich willigte, niedertauchte und statt in das Sternenkleid am Schwanze des Frosches in dessen unbarmherzigen Schlund geriet.«

Barthelémy lächelte, während er sah, wie die zarte Herzogin einen Schatten blasser wurde, aber wiederlächelte und sagte: »Ich ergebe mich nicht, zwang denn der Betrug die Königin der Libellen? War es nicht ihre grössere Schöne, war es nicht doch ein Tieferes, das dieses schuf?«

»Sie fragen? Warum fragen Sie schon, Herzogin?« erwiderte der Abbé, und sein Lächeln schien vor sich selber zu erschrecken, aber er scherzte: »Doch das Bild der grösseren Schöne hing an keinem Schwanze, und das Tiefere zerflatterte mit dem verschluckten Flügel der

Libelle.« »So möchte ich, dass der zitternde Flügel der Libelle nie verschluckt würde,« sagte die Herzogin bleich, »bleibt dann das Geheimste wahr, Abbé?«

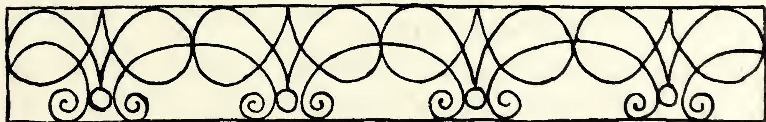
Barthelémy sah einen Augenblick erschrocken in das hilflose, schmale Antlitz, auf dem das Lächeln wie ein sterbender Vogel lag. Alle Dinge, die um ihn waren, und alle Bilder, die in ihm waren, verschwanden einen Augenblick lang, und er sah sein Wesen wie eine gläserne Kugel, und dass ihre schimmernde Oberfläche seinem dunklen Kerne fremd sei.

Aber das sterbende Lächeln spiegelte sich in seinem dunklen Kerne.

Da küsste er, tief sich neigend, der Herzogin von Choiseul die Hände, und sein Lächeln war schön, als er sagte: »Ich will nie die Königin bitten, die Gewande zu tauschen.«

Sie ging und winkte ihm freundlich von der hohen Treppe von Chanteloup zurück.

Und er verliess sie nie.



DIE GOLDENE HÜRDE

DAS VORSPIEL

AN K. B., DEN DICHTER DES »SCHAUSPIELS DER MENSCHHEIT«

»Ein neuer Pan erwache! Von jeder Seite wird ihm das Echo antworten: Arkadien! Auch hier ist Arkadien! auch hier!« Herder.

Von weit her aus den Büchern der heiligen Überlieferung, aus den uralten Geschichten, die uns von Kindheit an vertraut sind, klingen die Schalmeyen der ersten Hirtenlieder. Längst vergessene Bilder stehen in uns von neuem auf bei ihrer einfachen, rührenden Melodie.

Um den Brunnen lagert sich die Herde. Schlanke anmutige Mädchen nahen sich, den Krug auf der Achsel, den werbenden Fremdling zu tränken, der von fern her kommt. Starke Jünglinge wälzen zarten Hirtinnen den schweren Fels vom Rand der Zisterne, scheuchen die Unmutigen, die ihnen, den Sanften, die Tränke neidend verwehrten. Auf schlichtem Altar, aus nur locker gefügtem Feldstein erbaut, flammt der Erstling der Herde: Dank- und Bittopfer dem gnädigen Gotte. Und in der heiligen Nacht sind es fromme Hirten, denen zuerst

die himmlische Klarheit leuchtet, denen zuerst die Botschaft gebracht wird: »Euch ist heute der Heiland geboren.« Gläubig verehrend scharen sie sich um die Krippe, sinken anbetend nieder an diesem ersten Lager dessen, der nie müde ward, sich und die Seinen im Bilde des Hirten und der Herde zu sehen und zu sammeln.

Aber aus anderen Bezirken kommt andere Kunde: lauter schallt es von brüllendem Vieh, erschlagenen Hirten, geraubten Herden, von Tierblut, vergossen in unseligem Wahn. Heilige Rinder des Gottes, angetastet von frevelnder Menschenhand, beschwören die Rache des Erzürnten herauf, und Elend und Irrsal wird der Leichtfertigen Teil. Doch auch hier gesellen sich heitere Bilder zu den finsteren, unheilvollen. Auf Blumenauen weidet der weisse Stier, der oberste der Götter nimmt diese Truggestalt an, mit lieblichen Mädchen zu scherzen, sie zu tören. Leicht schwimmt er dahin durch die schäumende Salzflut, auf dem Rücken die selige Last des phönizischen Königskindes, das einem Weltteil seinen Namen giebt. Am Waldgebirge hütet der prinzliche Knabe die Herde seines Vaters, des Königs, und zu ihm, dem Schönsten unter den Männern, kommen die Schönsten unter den göttlichen Frauen, aus seinem Munde den Preis ihrer entschleierten Schönheit zu hören.

So ist dies frühe Treiben der Menschen auf Feld und Weide, in Stall und Hürde gleich alten Bildern ein-

gespannt in den dunklen Rahmen von Märchen und Sage, aber mit zärtlichen und heiteren Guirlanden kränzte die Nachwelt ihr altergebräuntes Gefüge. Denn eng verschwistert mit dem Tier, liebevoll-stolz angeschmiegt an den Hals des Erlesenen aus seiner Herde, suchte der Mensch noch nicht das geformte Wort, die klingende Rede zum Preis seines Glückes. Zufrieden mit der umhegten Sicherheit seines Besitzes, verführte ihn noch nicht neidvoller Kummer, zagende Umschau zu halten, zu vergleichen. Stumm blieb darum seine Stimme in seinem Glück. Schnell vergass er die Zärtlichkeit, die ihm reichlich, leicht und ohne Zwang aus der Seele floss. Kurz, rauh, einfältig und eintönig war seine Weise. Erst als die Erde voll ward von Seinesgleichen, als Nachbar um Nachbar kam, Zäune zog, Grenzsteine setzte, als er nicht mehr seines Glückes einziger, unmittelbarer Herr war, gedachte er an sein Glück, fand er die tönende Klage um den Verlust der früheren besseren Zeit, gemahnte ihn die Sehnsucht, zurückzutauchen in die von der Güte schimmernde Flut des vergangenen Lebens.

Da wurde der ungebrochene kraftvolle Hirt zum zarten, von den Geschicken seiner weicheren, aber soviel liebloseren Zeit vielgetroffenen, vielverwundeten Schäfer. Da wurde alle Härte, alle harsche Rauheit zu weicher Sehnsucht. Da wurde alles Handeln schwere Last, alle Ziele lagen fern, ausser dem einen, das von jenseits der Wirklichkeit,

fern von den Grenzen der Alltäglichkeit lockend herüberwinkte: Arkadia, das Land der goldenen Zeitalter, der unschuldsvollen Gefilde, der glückseligen Inseln. Und dieser floh in seinen Träumen dorthin vor der Not seiner ärmlichen Hütte und jener vor dem kränkenden Giftwort seines Neiders, der an den harten Klippen des Schicksals leichtherzig vorbeirudernd und der verhüllten Hauptes das ungnädige Lächeln vergebens begehrter, umsonst erflehter Frauenhuld vermeidend. Alle fanden sie sich wieder in den Grenzen des Reiches traumhafter Wirklichkeit. Aber ihre Stimme, die vordem laut geklungen hatte, oft hart und rauh, war leise geworden, sanft und zärtlich. Denn der Boden, auf dem sie stehen, heisst Sehnsucht, leise, süsse, nicht mehr schmerzliche Klagen rauschen Flüsse und Bäche, die ihn durchströmen, säuseln Büsche und Bäume, die auf ihm grünen. Und mag ihr Lied auch heiter klingen, mag es von den Freuden und Herrlichkeiten im Traum erfüllten Lebens, im Traum erfüllter Liebe reden, immer fühlen sie, wenn auch ganz sanft und zärtlich, des Dichters Wort von der grossen Schwermut, die beigemengt ist allem unsern Tun.

Und wieder klingen vom Osten, vom Morgenlande her die neuen Flöten. Vom Indus, vom Euphrat, vom Jordan erschallt die neue Weise. Von der Üppigkeit und Kraft, von der Farbe seiner Tiere, von dem Gewinn, den ihm

seine Herde bringt, nimmt der Freund Bild und Schmuck zum Preis der Geliebten. »Weicher als Seide« nennt er ihren Leib, »zarter als den Schwanz eines fetten Schafes und schöner als ein rotes Kamel.« »Wende deine Augen von mir,« ruft er aus, »denn sie machen mich brünstig, deine Haare sind wie eine Herde Ziegen, die beschoren sind auf dem Berge Gilead. Deine Zähne sind wie eine Herde Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keines unfruchtbar unter ihnen.« Und er mahnt die Freundin, die Heimlichkeit der Hütte zu verlassen, dass ihre Schönheit sich dem ganzen Lande verkünde. »Kennst du dich nicht, du Schönste unter den Weibern, so gehe hinaus auf die Fusstapfen der Schafe und weide deine Böcke bei den Hirtenhäusern.«

Voller, reifer und reicher antworten wetteifernd mit ihnen die Schäfer aus dem reifen Hellas, aus der reifen Roma. Wohlbemessene Versgefüge verbinden sich zu zierhaften Strophen. Eidyllion, liebliches Bild, und Eklogé, erlesenes Prunkstück, nennen sie ihr Gedicht. Schelmisch und schmeichlerisch nur und ganz sacht und leise mischt sich unter ihr Flötenlied, unter das sanfte Geblök ihrer Herden aber in hundert und aber hundert Bildern und Gestalten der Lobgesang auf die angebetete Freundin, auf den geliebten Knaben, auf den verehrten Herrscher. Weissagung, die uralte, göttliche Gabe der Schäfer, tönt aus frommem Munde, und zurück-

versetzt in das Land der goldenen Zeit, schauen Tityrus und Meliböus, die Hirten, wie von abendumrötetem Gipfel auf das unter ihnen liegende, dunklere Land der Gegenwart.

Es liebt der starke Herrscher, der rastlose, immer tätige, die stillen, versonnenen Dichter um sich zu sammeln. Unter ihnen ruht er von seinen Werken, Heerzügen und Heldentaten. An die Lehnen des hochragenden Thrones von Aachen schmiegen sich die sanften, zärtlichen Seelen, und von ihnen entführt in das selige Gefild, verweilt der harte Herr gern in sinnvollem Gespräch, anredend und genannt mit dem schäferlichen Namen.

Höher schlugen die Herzen, heller erglommen die Seelen in Gluten, und ans Licht brach die Flamme der Leidenschaft. Preis der Minne, Preis der Herrin, Preis verheissener und gewährter Huld klang von allen Leiern. Aber die stilleren Flöten verstummten nicht. Durch süssen Hirtinnenmund verkündeten südliche Sänger das Lob der seligen Schäferzeiten. Und der Fürst, der sich König des Landes nannte, das Virgils Gebeine umschliesst, zog wieder hinaus mit den Seinen aufs Feld zu Herde und Hürde. Doch über sie alle reckt sich hoch empor des florentinischen Dichters Gestalt. Herber und süsser zugleich als alle die andern weiss er vom antikischen Erbe zu singen. Seinem führenden

Finger aber folgen auch dorthin gern dieser, der unbemüht es versteht, zehn lange Tage zu verplaudern, jener, »Valclusas Siedler«, der mit dem lieblichen Talquell seine Seele verströmt in sanften Klagen.

Immer heller, immer vernehmlicher dringen die Flöten der Schäfer durch die Lande. Zu der gallischen, zur italischen Muse gesellt sich die hispanische Schwester. Britannien stimmt ein in ihren Ton, Germanien regt sich, Batavien erwacht, bis in den kalten Nord, bis in den kargen Ost dringt wiederhallend ihre Weise. Mit lockendem Lied, mit raunender, langhin gesponnener Rede, hymnischem Tanze und scherzendem Wechselspiel entrücken sie die Mädchen und Jünglinge dem alltäglichen Kreise. Bald gebieterisch mahnend, bald schmeichlerisch flüsternd zieht der Schäfer die Schäferin aus vertrautem Tag in das selig ungewisse Traumreich. Mit der süssesten Frucht nährt er sie, mit der süssesten Blume schmückt er sie, beim süssesten Namen nennt er sie.

Dorthin ruft er Doris:

> Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
> Lass uns den stillen Grund besuchen,
> Wo nichts sich regt als ich und du.
> Nur noch der Hauch verliebter Weste
> Belebt das schwanke Laub der Äste
> Und winket dir liebkosend zu.

Dorthin lockt er Lauren:

Sieh jenes Dach von Rebenblättern,
Wo niemand lauscht,
Wo du mit mir vor allen Göttern
Dein Herz vertauscht.

In diese Laube lass uns schleichen,
Die Venus schützt,
Auf der [für uns ein gutes Zeichen!]
Ihr Vogel sitzt.

Dann blicke Luna nach uns beyden
Von ihrem Thron
Und seufze bey so vielen Freuden:
Endymion.

Dann fesselt er die sanft Entschlummerte mit den leichtesten, zärtlichsten Blumenketten, und da sie beglückt die Augen aufschlägt, entringt sich der Name des seligen Landes den trunken stammelnden Lippen:

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern,
Sie fühlt es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an: mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt es wohl und wusst es nicht.

Doch lispelt ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern,
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an, ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben
Und um uns ward's Elysium.

So ist es oft nur die Rebenlaube, oft nur die Hecke von Taxus, von Buchs, die die Liebenden von der unzarten, rauhen Umwelt trennt, aber unendlich weit fort nach Arkadien, nach Elysium entführt sie die schäferliche Stunde.

Und kluge Männer schreiten die Reihen der zum Tanze gesellten Schäfer und Schäferinnen ab, reichen dem einen den Kranz, versagen ihn dem andern. Den preisen sie, dass es ihm gelang, in schlichtem Ton, doch nicht ohne Schmuck, den Feldblumen gleich seine Weise zu finden:

Wie eine Schäferin an Florens Blumenfeste
Sich nicht mit Seide deckt, mit Blumen nicht behängt,
So lang ein Blumental ihr seine Kränze leiht:
So ist die Ekloge; geziert, doch ohne Stolz.
Sie schämt sich, wenn sie red't, liebreizend im Erröten;
Sie bleibet der Natur und reinen Einfalt treu
Und flieht den hohen Geist in einem stolzen Verse.
Sie nimmt ein zärtlich Ohr mit stillem Schmeicheln ein,
Und pocht nicht an das Ohr mit ungeheuren Worten.

Den schelten sie ungeberdig, weil er zur Unzeit hochmütig und mit falschem Lärm die sanfte Schalmei erzittern macht:

Ein ausgelassner Kopf wirft Flöt' und Pfeife weg,
Und bläst beim Schäfertanz in eine Mordtrompete.
Der Waldgott Pan, betäubt, verstecket sich im Rohr,
Die Nymphen tauchen sich erschrocken unter Wasser.

und den, der ungelenk und plump im Tanze stampft und springt, aus heiserer Kehle sein rohes Lied johlt, verweisen sie aus dem bekränzten Reigen:

Ein andrer gegenteils führt eine niedre Sprache,
Man spricht so auf dem Dorf, wie seine Schäfer sprechen,
Man meynet, Ronsart sei von Toten auferstanden,
Auf seinem Haberrohr ein gothisch Lied zu brummen,
In welchem er dem Klang und zartem Ohr zum Trotz
Damoeten Petermann und Phillis Käthchen nennt.

So gleitet in lieblichem Gleichschritt der Schäfertanz über den grünen, sorglich umzirkelten Grund. So erfüllt ihr geordnetes Getümmel Wiese und Hain mit ihrer sanften Lust, bis dann die grelle, überlaute Stimme des Predigers erschallt und dieses heischt: Auch da, wo du verweilst, und nicht nur da, wo du zu weilen wünschest, da ist Natur, da sei Arkadien! Vor ihr verstummen die schäferlichen Flöten, die leichterer, reinerer Luft bedürfen, um zu tönen, vor ihrem Brausen verschliessen sich auf immer der goldenen Zeitalter goldene Tore. Denn selten nur und ganz leise und fast verstohlen erklingt in dem Jahrhundert, das nun kommt, das, abhold liebevoller Rast und zärtlichem Verweilen, nur vor den Erscheinungen

des tätigen, täglichen, allzu täglichen Lebens ehrerbietig Halt zu machen versteht, solche Weise:

Weil alles nur Märchen sind,
Als tief zu lieben die Lust,
Schnell wirf dich an ihre Brust,
Wo gnädig der Gott dir gesinnt.

Weil so gesehen dein Heil
So leichte Bürde spürt,
Weil, wieder zu dir geführt,
Arkadien nah ist, eil!

Eil, Wein im Blattgespreit
Facht schöne Augen in Glut
Und zündet das frohe Blut
Unter eng geschnürtem Kleid.

Wohl haben auch unter den Menschen dieses Zeitalters einige, die man Weise und Dichter nannte, mit mehr emsigem als tief fühlendem, tief spürendem Finger es unternommen, Gänge zu schürfen, die in das Innerste der Seele führen sollten. Aber immer verlockt vom farbigen, oft missfarbigen Reize der Oberfläche und sich ohne Wahl hier und da verbreitend, sind sie fast nie dazu gelangt, auch etwas nur von dem dunklen Kern der Dinge zu erkennen, der unter dieser bunten, vielgestaltigen Oberfläche ruht.
Allzusehr lastete auf ihnen der Geist der Schwere, Zarathustras allerhöchster, grossmächtigster Teufel, von

dem sie sagten, dass er der Herr der Welt sei. Allzuwenig ward ihnen zuteil von der ehrfurchtsvollen Scheu frommer Münder und Kinderlippen, die in den schlichten Stuben der stillen Gemeinden und der Schulen ablegener Dörfer Gesänge zum Preis seliger Hirtenlust anstimmten:

Was kann schöner sein,
Was kann mehr erfreun,
Als von Hirten abzustammen?
Da zu alter Zeit fromme Hirtenleut
Selbst zu Königswürden kamen!
Moses war ein Hirt mit Freuden,
David musst zu Sichem weiden.
Ja, der Abraham
Und der David kam
Von der Hürd und grünen Weiden.

Und in die heilige Geschichte versenkte sich der gläubig verehrende Sinn. Sie aber, die am Markte ihre Waren feilhielten oder sich brüsteten auf den Stühlen allzu mühelos erworbener Würden, blieben dumpf und stumpf und wussten nichts von alledem.

Wohl zerrten sie prahlerisch Bruchstück um Bruchstück aus den Werken der alten Dichter an das harte Licht ihres Alltages. Wohl füllten sie aus dem reichen Goldstrom des Erbgutes ihre ungefügen Gefässe, vermischten ihn mit dem dünnen, unsauberen Safte ihrer geringen Seelen. Immer richteten sie, aber niemals fühlten sie;

immer schalten sie, aber niemals ergründeten sie; immer schmähten sie, aber niemals begriffen sie.
Selber armselig, nannten sie Reichtum Schwulst; selber ungelenk an Leib und Seele, hiessen sie Reigen und Tanzschritt ruchloses Getändel und Trug beflitterter Narren; selber satt und wunschlos, häuften sie Schande und Schimpf auf Sehnsucht und neue Ausfahrt zu den glückseligen Inseln.
So geschah es, dass alle ihre Worte und Taten uns, den nun Kommenden, »ein Gelächter geworden sind, ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham«. Dass, gemessen an dem Masse, mit dem sie massen, gerichtet mit dem Stabe, mit dem sie richteten, verworfen mit der Scherbe, mit der sie verwarfen, ihre Richterstühle verwaisten; dass makellos das aufersteht, was sie mit der giftigen Lauge ihres Wortes überschüttet, in das Schweigen ewiger Vergessenheit oder in die Schaukammern verstäubter Sonderlichkeiten verwiesen zu haben wähnten; dass Reigen und Feier der Früheren sich wieder gern gesellen dürfen zu Reigen und Feier unserer Feste, Mitfreude unserer Freuden, Lehrmeister unserer jungen Zeit.



LEBEN UND SCHAUSPIEL

Serenade, eine kleine Nachtmusik für Streichorchester von Wolfgang Amadeus Mozart. – Nur ganz feine und leise Klänge, leise und zart wie die Farben der alten Tapeten in den Schlössern seines Jahrhunderts, und doch so voll von köstlichen, bizarren Einfällen, wie sie nur irgend in den Schmuckformen der weissen und goldenen oder auch licht-fleischfarbenen Stukkaturen ihrer Prunkräume leben.

Alles Kraftvolle, Einfach-starke wird zu solchen mehr verheissenden als wirklich gebenden Tönen herabgestimmt, und an die Stelle der durch hohe seelische Festigkeit verhaltenen Leidenschaft einer klassischen oder des Pathos einer heroischen Empfindung tritt eine äusserst delikate Empfindsamkeit, die mehr aus der Stimmung des Augenblicks heraus als aus einer tiefen und ewigen Sehnsucht das vortäuschen möchte, was ihrem Innersten fremd und fern: starke ungebrochene Leidenschaft.

So entwickelt sich ganz organisch aus den einführenden Klängen des Mozartschen Allegro von heiterster Erfindung, das wie Laune wirkt nach einem Gelage schöner und galanter Männer dieses Zeitalters, die sentimentale Romanze als ein Schauspiel, das der Meister dieser Serenade sich selber, oder wenn es erlaubt ist, an eine

bildhafte Handlung zu denken, wie sie der Titel des kleinen Werkes erfordern könnte, ihr Sänger sich und seiner Dame bereitete.

Dieser Wille, jedes Erlebnis äusserer oder innerer Art, nicht nur die Umgebung, sondern auch sich selbst als Schauspiel zu geniessen, wie er nur der feinen und subtilen Selbstbeobachtung einer hohen und alten Kultur entspringen kann, erfährt dann seine stetige Steigerung in der Auflösung des folgenden Menuetts durch das Rondo des Schlusssatzes. Denn das Menuett, das mit seinem festen, aber doch mehr allgemeinen, unpersönlicher klingenden Rhythmus die vorhergehenden Sätze zusammenzufassen und so das Werk zu ründen scheint, ist im Grunde nur dazu da, dass durch die überstürzten Klänge des Rondo, die hereinflattern wie eine Schar weisser Tauben, von einem schönen und edlen Raubtier verfolgt, oder wie Aktäon in den Kreis der badenden Nymphen Dianens in die erstaunte Seele treten, die kaum geschaffene Wirkung sich selbst zerstöre.

Allerdings darf man bei einem solchen Bestreben, durch scheinbar unvermittelten plötzlichen Wechsel Gelegenheit für neues Schauspiel zu gewinnen, nicht an Verblüffungen denken, wie sie etwa Heinrich Heine mit den groben Effekten seiner Gedichtabschlüsse zu erzielen liebte. – Das achtzehnte Jahrhundert liebte die Überraschungen nicht. Die Dianen, Susannen, Bathsebas auf

den Bildern der voraufgegangenen Generationen waren zu oft im Bade überrascht worden, als dass ihr Erschrecken für das Rokoko, das seine Genüsse schnell durchkostete und darum nach immer neuen und immer verfeinerten Genüssen trachten musste, von grösserem Interesse hätte sein können. Das Thema an sich war reizvoll, es gefiel schon um seiner antikischen Herkunft willen, aber der Gestus musste von Grund aus eine Veränderung erfahren: Man wollte nicht mehr überrascht werden, man wollte sich überraschen lassen.

Als Beispiel für viele mag hier eine der kleinen Idyllen, die Denis Diderot in die Briefe an seine Geliebte Sophie Voland eingeflochten hat, angeführt werden. In dieser Idylle von dem jungen M. Le Roy, der als arkadischer Satyr in einer Waldhütte lebt, ist diese Gesinnung des Jahrhunderts auf das anmutigste zum Ausdruck gebracht: »Wehe den unschuldigen und jungen Bäuerinnen, die sich in der Nähe der Hütte ergehen. Unschuldige, junge Bäuerinnen, flieht die Hütte! Dort wohnt der Satyr. Wehe der, die der Satyr nahe seiner Wohnung antrifft. Vergebens wird sie die Hände zum Himmel erheben, vergebens nach der Mutter rufen; weder der Himmel, noch ihre Mutter werden sie hören, ihre Schreie werden im Walde verhallen, niemand wird sie aus den Händen des Satyrs befreien. Und hat sie so der Satyr überrascht, so wird sie wiederkommen, sich abermals überraschen

zu lassen. Führt der Zufall den Satyr wieder in ihre Nähe, wird sie sich wie das vorige Mal flüchten, aber viel langsamer, und vielleicht wird sie beim Fliehen das Köpfchen zurückwenden, und wenn der Satyr sie erreicht, wird sie ihm die Augen nicht auskratzen, sie wird sagen, sie werde schrein, aber sie wird es nicht tun, sie wird nicht wieder nach der Mutter rufen. Aber der Satyr wird sie nicht lange aufsuchen, denn er ist noch unbeständiger als verliebt. Der Widder, der das Gras vor seiner Tür abweidet, ist nicht verliebter, der Wind, der das Efeublatt, das sie umkleidet, bewegt, ist nicht veränderlicher. Diejenigen, die er nicht mehr aufsucht, und die sich nutzlos bei seiner Hütte ergehen, werden bei sich selber sagen: ‚O du böser Satyr, o du unbeständiger Satyr! Hätte ich das gewusst!' – Ihre Gefährtinnen, die ihre Trauer sehen, werden die Ursache wissen wollen, sie werden sie aber nicht sagen, und die andern unschuldigen und jungen Schäferinnen werden fortfahren, sich um die Hütte des Satyrs zu ergehen, und er, sie zu überraschen, sie nochmals zu überraschen, sie nicht mehr zu überraschen, und sie, darüber zu schweigen. Dies, meine Freundin, ist eine kleine Idylle, die ich Ihnen erzähle, während mein Satyr mit gespitztem Ohr bei den Frauen steht und ihnen blauen Dunst vormacht.« –

Dieser überaus detaillierten und nuancierten Darstellung einer Rokokoidylle gegenüber hat selbst das leichtbe-

flügelte, minutiöse Mozartsche Rondo etwas Grosszügiges in seiner Wirkung. Es erscheint einfacher, positiver, wenn man will, deutscher. Etwa so, wie sich Fragonard von dem älteren Tischbein unterscheidet, könnte man vielleicht sagen, unterscheide sich das Diderotsche Idyll von einem Schäfergedicht Salomon Gessners. Aber die Gesinnung ist im Grunde doch dieselbe. Ein Vergleich mit anderen literarischen Gegenstücken aus dem deutschen Rokoko wird diese Übereinstimmung anschaulicher machen. In einem Gedichte des alten Anakreontikers Christian Felix Weisse heisst es:

Allein aus dichtbewachsenen Hecken
Guckt lauschend Doris, sieht mich an
Und eilt, sich wieder zu verstecken,
Doch so, dass man sie finden kann.

oder bei Gellert:

Ich, sprach sie, will's aufrichtig sagen,
Ich schäme mich der süssen Schwachheit nicht;
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein grösster Wunsch und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit, zu küssen,
Und tat, als wollt' es mich verdriessen,
Doch in der Tat verdross mich's nicht ...
Ich liess mich oft von ihm nachlässig überschleichen
Und floh geschwind und liess im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.

oder feiner bei Hagedorn:

Erwache, schöne Schläferin,
Falls dieser Kuss nicht zu bestrafen,
Doch, wenn ich dir zu zärtlich bin,
Schlaf oder scheine mir zu schlafen.

Die Unschuld, die nur halb erwacht,
Wenn Lieb' und Wollust sie erregen,
Hat öfters manchen Traum vollbracht,
Den Spröde sich zu wünschen pflegen.

Was du empfindest, ist ein Traum.
Doch kann ein Traum so schön betrügen?
Giebst du der Liebe selbst nicht Raum,
So lass dich dann ihr Bild vergnügen.

Die Lust, durch unvermittelte Kontrastierungen Überraschungen, Wechsel im Schauspiel zu geben, findet sich bei den Künstlern aller Zeiten. Es liegt darin wohl etwas von dem Willen, die Resignation der Hofmannsthalschen Verse:

Und die Leichten sind an die Schweren
Wie an Luft und Erde gebunden.

in einer im Schillerschen Sinne »heiteren« Art zum Ausdruck zu bringen. So folgte den grossen tragischen Trilogien der Antike das Satyrspiel, so dem elegischen Adagio der älteren Symphonie das ausgelassene Scherzo,

so reihen sich in Shakespeare Sommernachtstraum an Märchenwelt und Elfenzauber: Rüpelspiel und Bergamasker Tanz.

Solche schweren Kontraste des Lebens, mögen wir sie nun Leichte und Schwere, Hell und Dunkel, Freude und Trauer nennen, mussten dem feinfühligen Rokoko am Ende doch zu brutal erscheinen, als dass es sie in seiner Kunst nach der Art der Väter unmittelbar und unvermittelt nebeneinander hätte bestehen lassen können. Wie die Wucht der grossen Massen auf den Bildern der Veronese und Rubens den leicht und lose zusammengefügten Gruppen Tiepolos und den schlanken und feingliedrigen Gestalten Watteaus weichen musste, so mussten auch die grossen Gegensätze in Bewegung, Farbe und seelischem Ausdruck verschwinden und einer einheitlichen, nur in sich selbst und durch sich selbst bestehenden Stimmung Platz machen.

Sogar die doch überaus stufen- und nuancenreiche Rembrandtsche Farbenskala mochte einem solchen Willen noch zu kontrastreich und darum zu schwer erscheinen. Es giebt nur zwei Bilder Antoine Watteaus, in denen er sich in Licht und Farbenproblemen, wie sie der holländische Meister so oft gelöst hatte, versuchte: »Die Liebe auf dem italienischen Theater« im Berliner Museum und die sogenannte »Kaskade« in der Pariser Galerie Czartoryski. Und was noch vielleicht mehr für diese

Gesinnung der Zeit spricht: Die Erfindung der champagnerschaumleichten Kunst des Pastells durch Rosalba Carriera, Watteaus ferne Freundin.

Aber auch dann, wenn der Schmerz über den allzuweit klaffenden Gegensatz zwischen Leben und Ideal, zwischen schönem Schein und den trüben Wahrheiten des Daseins die leidenschaftlichsten unter den Künstlern dieser Zeit zwang, diesem nun einmal nicht zu leugnenden Missverhältnis Ausdruck zu geben, wird dieser Kontrast, wie in den Pierrotbildern Watteaus, so sehr herabgedämpft, dass nur die feiner empfindende Seele ihn so zu fühlen vermag, wie ihn Watteaus nachgeborener Wahlverwandter Paul Verlaine in den elegischen Versen, die den Reigen der Galanten Feste eröffnen, verspürte.

Und wenn schliesslich die Laune, die einzige Herrin, der das Rokoko wohl eben wegen seiner ewigen Unbeständigkeit treu zu bleiben vermochte, und die unersättliche Lust nach immer neuen und wechselnden Genüssen Leben und Kunst dieser Zeit reizten, den Kamm wider ihres Haares Strich zu führen, wie Friedrich Nietzsche es sagen würde, so blieb man doch auch da in dem Gestus dieses Beginnens, das zeigten die Mozartsche Serenade wie das Diderotsche Idyll auf das deutlichste, in der einmal gewählten Willensrichtung. Denn indem man nicht mehr überrascht sein, sondern

überrascht erscheinen wollte, schuf man sich eine Art von Zwischenstufe zwischen den beiden gegensätzlichen Seelenzuständen: ruhiger Dauer im Geniessen und jähem Sturz im Wechsel des Erlebnisses, und gestaltete so die allzu schmerzlich empfundene Lücke zwischen diesen beiden Gegenpolen des Empfindens zu einem wo nicht tektonischen, so doch illusorischen Verbindungsgliede des seelischen Erlebnisses. – Erst so erhielt man die unbegrenzten Möglichkeiten, sich in sich selbst und in einem zweiten und dritten Ich durch eine vielfache Kette von Szenen hindurch zu beobachten, zu verfolgen, zu geniessen und in lebhaftester und beständiger Wechselwirkung mit den Spielern und Gegenspielern der umliegenden Welt sein Leben zu den allegorischen Höhen einer pompösen Tragödie hinanzuführen oder in den anmutigen Breiten eines arkadischen Lust- und Schäferspieles verklingen zu lassen.



DER
PARK VON SANSSOUCI

ELPENOR · SEIN FREUND

DER EINGANG

DER FREUND: Diese Stadt ist schön. Zwar hat sie nichts von den versponnenen Winkeln mittelalterlicher Städte, die ich liebe, von den verträumten kleinen Plätzen und allen Heimlichkeiten, die vom Geiste unserer frühen Väter sprechen: Rose, Lilie und Distel formten hier die Steine nicht. Alles atmet die klare Breite des neuen Glaubens, der neuen Geburt: Die weiten Plätze sind im Viereck angelegt, die geraden Strassen kreuzen sich in lotrechten Winkeln, die Flügel der Paläste zeigen unverhüllt die regelmässigen Figuren ihres Risses.

ELPENOR: Du lobst, mein Freund, noch ehe Du liebst. Auch ist Dein Bild nur im grossen wahr. Erinnere Dich, dass wir erfreut vor den gewundenen Profilen zweier Türme standen, und dass das bogenförmig ausgeschwungene Portal des Stadtschlosses Dich entzückte. Nun schlag Dein Auge weiter auf: Sieh dort den Glockenturm und die Friedenskirche –

DER FREUND: Die Nachahmung einer römischen Basilika.

ELPENOR: Einer frühchristlichen Basilika! Es war ein anderer Geist, der so viele Zeiten übergriff, um seine Träume zu erfüllen; der dicht umwachsene Teich, der den Glockenturm und die Kirche spiegelt, sagt Dir noch mehr von der Form seiner Sehnsucht.

DER FREUND: Du bist liebenswürdig über mein Verstehen. Ich lass mich gern an die Barocktürme und das Portal des Rokoko erinnern: Denn ich liebe den Gedanken, dass der verwegene Bruch der geraden Linien, den diese Zeiten streng vollzogen, die spielende Bewegtheit ihrer Lichter und Schatten, die unerhörte körperschaffende Vielfältigkeit ihrer gekrümmten Ebenen und Flächen ein erstes stärkeres Wiederaufbrechen des germanischen Gestaltungsgeistes war, ja dass schon der gebrochene Bogen, die geborstene Braue Michelangelos, die Du über Tausenden unserer Fenster und Türen siehst, den ersten Widerspruch unserer Seele gegen die Wiedergeburt der Antike bedeutete. Aber warum fügst Du zu diesen Brückenbögen ins Vergangene noch den weichen träumerischen der Romantik? Stehen wir nicht vor einem Park des Rokoko mit seinen strengen Gliederungen und beschnittenen Gewächsen?

ELPENOR: Du wirst von beiden wenig finden. Ich sah in ihm mehr von Deinen Heimlichkeiten und versponnenen Winkeln, als es sonst der Park des Le Nôtre liebt; was er ehemals an fest gezogenen Linien, scharf

umgrenzten Figuren der Wege, Beete und Gebüsche hatte, milderte die Hand des romantischen Königs, der diese Kirche baute, und vieles die über alle Ränder und Schranken quellende Natur selbst.

DER FREUND: O, diese beiden sind eines Wesens! Du weisst wie ich, dass die Natur seit hundert Jahren eine romantische Seele hat und darum dieses schrankenüberwuchernde Wachstum liebt – freilich nicht lange mehr: Ein neuer Schöpfer giebt ihr eine neue Seele, und sie wird sie nehmen müssen, obgleich sie gern beharrt. Aber sieh, ich glaube Dir nicht ganz. Du lässest Dich von dem schönen üppigen Mantel der Natur über die strengen Linien täuschen, die der grosse König ihr gegeben hat: Wir sind auf einem Wiesenbaumplan, dessen Wege sich in geraden Radien zu einer Mitte drängen; die Bäume stehen alle auf den Umfängen grosser Kreise, die sich um die schöne halbkreisförmige Balustrade des hohen Eisentores schlagen; der Obelisk ist wie ein ewiger steinerner Ruf, dass hier ein Fürstliches beginnt. Gieb Deinen Finger, dass er mir grösseres Recht gebe: Die wundervollen Springquellschalen auf der Balustrade mit den stehenden und liegenden Gestalten, die Büstenreihen vor der Geraden, die links der Teich und rechts eine Baldachinfontäne schliesst; ja, wenn du zählen willst, die Baluster selbst in den Teilungen der Balustrade sind alle nach den einfachen Teilzahlen vier, sechs,

acht und zwölf des Kreises aufgebaut. Ich bin schon jetzt gewiss, dass sie alle Räume hier beherrschen. Doch sieh! Die Brunnen springen mit dem Glockenschlage auf. Lass uns eintreten... Welch ein Bild!

AUF DEN TERRASSEN

ELPENOR: Du hattest recht. Ich habe vieles, das ich sonst wie eine halb zufällige Schönheit sah, auf diesem Gange als das Gefüge Eines grossen beherrschenden Willens gesehen. Die lange Achse des Gartens ist wie mit runden Scheiben belegt, deren Querachsen die Kuppeln der Gebäude oder schöne Grotten abschliessen, in deren Mitten schöne Brunnen liegen, auf deren Rändern ganz nach Deinen radialen Zahlen marmorne Bildwerke stehen oder Wege ausstrahlen und wieder zu neuen Rundungen führen, in deren Mitten neue Brunnen, neue Bildwerke und herrliche Vasen aufglänzen: alles bindet sich und rührt einander mit den weissen Scheinen an; alles grüsst und strahlt hin und wider wie in einem zauberischen Spiegel, der von Schönem Ungleich-Schöneres zurückwirft.

DER FREUND: Ganz nach meinen radialen Zahlen, Spötter! Selbst die neunte Muse fehlt im Rondell der Musen, und vielleicht ist es nicht unbedeutsam für den

inneren Geist dieser Gärten, dass Urania fehlt. Doch Du hast nicht minder recht, Elpenor. Wenn auch der grosse Aufbau des Parkes noch die Kunstgesetze seiner Zeit deutlich erkennen lässt, hat doch das Laubwerk ganz den beschnittenen Charakter aufgegeben, und wenn ich auch glaube, dass hier die Hand Lennés mehr umschaffte als die Zeit, so liegt doch über allem eine träumerische Einheit, die schon der Ursprung der ganzen Schöpfung in sich tragen musste.

ELPENOR: Das glaube ich mit jedem Sehen tiefer und deshalb überkommt mich nie die Neigung, das Gegenwärtige nach seinen Anfängen hier zu scheiden.

DER FREUND: Nein. Dazu ist das Bild zu schön und die Pracht des einzelnen zu überwältigend. Welches Glück trinkt das Auge, wenn es über den runden Teich der grossen Fontäne, an dem hohen wehenden Strahl des Wassers vorbei, die fruchtbeladenen Terrassen hinaufblickt und auf dem langen, unendlich tief und sicher ruhenden Leibe des Schlosses mit dem lind gewölbten Oval seiner Kuppel haften bleibt! Welches Glück fühlt der Fuss, wenn er dem Auge folgt, und die immer erneut aus Schneckenwinkeln in weichen Rundungen wie mit einem ladenden Zwang aufsteigenden Treppen ihn hinauftragen. Welches Glück überströmte uns hier ganz, wo der in Blumen getauchte Vorgarten uns auf allen

Seiten mit schönen Wundern umstellte, wo in kunstvollen Lauben und Gängen dort Andacht, dort Liebe uns überraschte und in den Rundungen die Erinnerungen der Cäsaren uns an die herrischen Gedanken des königlichen Feldherrn mahnten. Wie fürstlich ist die Kolonnade im Rücken des Schlosses, deren mittlere Rampe ER hinaufzureiten liebte. Wie lebeneinladend, lebenüberquellend ist das ganze Gebäude mit seinen tiefen Fenstertüren zwischen den tragenden Göttern und Nymphen. Du tatest recht, Elpenor, mich heute nicht hineinzuführen. Mein Auge ist schon übervoll. Doch jene Mauerbiegung, weiss ich, bedeutet den Rundraum der Bibliothek: ich erinnere mich, dass schon in Rheinsberg sein Schreibzimmer in einem der dicken runden Türme lag, die weithinaus über den See schauen. Dort formten sich in seiner prinzlichen Seele schon alle Keime seines königlichen Willens, die kriegerischen wie die friedlichen Gedanken.

ELPENOR: Ja, so möchte ich glauben, dass auch die grosse Marmorkolonnade, die Knobelsdorff inmitten des ehemaligen Rehgartens errichtete und die derselbe Folger niederreissen liess, der dem König die Ruhe dort in der Gruft Sanssouci versagte, ihr Vorbild in dem freundlichen Rundbau der kleinen Orangerie von Rheinsberg hatte, wo wir »Das Jahr der Seele« lasen ... Doch folge noch einmal meinem liebgewonnenen Vermuten, dass dieses Rokoko schon ganz durchtränkt ist von einer

seltsamen nordischen Romantik: Sieh die Vasen auf dem Sims des Schlosses: alle überlieferte Form Griechenlands und Roms ist hier zerbrochen oder besser noch zerfetzt; denn manche dieser steinernen Silhouetten flattern fast von einem unsichtbaren Wind geweht und bilden vor dem Himmel so verzerrte Umrisse, dass ich an Wasserspeier der Gothik oder Koboldfratzen der Märchen denke.

DER FREUND: Gar so fern sind diese Dinge freilich nicht: Schon ein halbes Hundert Jahre ehe dieses Lustschloss gebaut wurde, begannen Perrault Darmancour und die Gräfin d'Aulnoy wieder, die Märchen der Mutter Gans und die Märchen der Feen zu erzählen; am Anfang des galanten Jahrhunderts las man eine Weile nichts anderes; das dunkle Gewimmel der phantastischen Gestalten begann wieder aus schlummernden Tiefen zu steigen oder aus dämmernden Fernen heranzuschwirren. Wie seltsam, dass uns heute so vieles daran erinnert.

ELPENOR: Du verglichst die zerreissenden Flächen in der Wasserkugel der Glockenfontäne mit den bizarren Verbildungen chinesischer Drachen.

DER FREUND: Du suchtest nach einem indischen Etwas unter den mannigfaltigen Nachahmungen fremder Träume.

ELPENOR: Gewiss, fast alle Fernen mussten dieser Stätte ein Schönes oder wenigstens ein Eigentümliches geben: Der Korallengarten, der Sizilianische Garten, der Nordische Garten und der Paradiesgarten! Alle Reiche steuerten bei und legten ihre Schmuckstücke wie köstliche Geschenke in die Falten dieses Parks. Der fernste Osten gab das Japanische Haus, China seine Pagode als zierliches Winzerhäuschen. Athen, Rom und Florenz sind selbstverständlich geworden, obwohl sie dem Norden selten ein so frohes glückliches Werk schenken wie das Belvedere auf dem Weinberg, das Dich so sehr entzückte. Und noch blieb im tieferen Garten das Neue Palais mit allen seinen Hallen und Tempeln.

DER FREUND: Ja, es ist ein Reichtum aus allen Zonen geflossen, und doch blieb dem Ganzen die kostbarste Einheit gewahrt. Komm, lass uns noch eine kurze Weile über die Marmorbrüstung lehnen. – Ich weiss noch nicht, woher diese einige Ruhe kommt, doch mir scheint, als wolle dieser Blick das Rätsel lösen. Sieh hin, die letzte Silberfahne des grossen Springstrahles fällt eben auf den dunklen Glanz des Spiegels zurück. Der Mond klimmt über die Bitteresche, den Götterbaum. Aber die abendlichen Schatten bleiben zwischen den Stämmen und unteren Kronen stehen; alle Gruppen drängen sich von fern heran und verschmelzen zu einer hohen dichten dunklen Wand. O, nun begreife ich,

warum die Romantik die Laubmauer aussen noch schwerer füllte und den inneren Kreis durch die Marmorbänke und Taxushecken noch fester betonte: Sie bildete nur den Traum des grossen Friedrich weiter: Wie der Park von Plön den Sternhügel hat, der seine Strahlenwege aussendet und in die Wasser der Seen taucht, als wolle er die blaue Kühle mit sieben Mündern in sich schlürfen, so runden sich hier die Wände des Laubwerks um eine ruhende Tiefe, über die der volle Nachthimmel wie ein Segen hängt. Die Statuen auf den hohen Marmorsäulen, deren Wesen wir unten nicht recht begriffen, stehen von hier wie Wächter auf dem breiten oberen Brunnenrande. Ja, dort unten liegt die lebendige Mitte des Parkes, die alles andere in sich trinkt und wieder zu neuem Leben ausatmet. Schau! wie die Schatten über den hohen runden Schacht zu dem silbernen Grund des Brunnens sinken und sich tränken. Die Götter und Göttinnen selbst verlassen ihre schönen Sockel und reichen die Becher: Sieh, wie die kräftigen Körper der ADAM'S, die wunderbaren schlanken Leiber des PIGALE sich niederneigen, Du, Venus, schön vor allen! Immer dichter werden die drängenden Gestalten, und noch die fernsten Hügel, fernsten Gärten des Gartens senken sich hinab ... Die blühende Einheit ruht im Geiste dieses Ortes, der seinen Körper lebendig weiterwirkt und sich zuletzt doch alle Hände der Menschen und der Zeiten unterwirft.

DER AUSGANG

DER FREUND: Ein leiser Wind weht die Blätter auf. Ich scheide ungern von diesen Bäumen, gern sähe ich noch einmal Deine liebsten, den schlanken geheimnisvollen Wacholderbaum, die Birken vor dem Blumenbühel, der mit lilafarbenem Schaum überflockt schien, den silberblättrigen Ahorn, die alten Buchen und alle schönen fremden Nadelhölzer.

ELPENOR: Komm, der König will des Nachts allein sein! Diese Brücke mit dem niedrigen Geländer ist noch von Ihm. Wenn Du Dich tief bückst, siehst Du im Gitter zwei sich wiederholende Tritonengruppen: Hier ein alter Triton, der eine sich sträubende Nereide hält, dort ein junger Triton und eine junge Nereide, die mit so liebender Neigung ihre Köpfe zueinander biegen, dass der Kuss schon wie ein Seelenhaftes zwischen ihren Mündern schwebt. Die Form der schönen Wasserarme siehst Du kaum mehr; der grössere, den wir überschreiten, hat seine festgefügten Schweifungen längst verloren und in eine weiche Rundung gezogen; Eiben und Eschen umdrängen ihn, und die Trauerweiden tauchen ihr langes Haar in seine Flut.

DER FREUND: Die beiden Nebenarme begleiten noch mit ihren spiegelnden Scheinen unseren Weg bis dort zu den freundlichen Gärtnerhäusern.

ELPENOR: Am Tage spieen auch hier die Mäuler der Steinmasken breite Wasserfächer aus.

DER FREUND: Zwei liebenswürdige Sphinxe entlassen uns; sie scheinen den kleinen Genien nicht mehr gefährlich; sie lächeln und trauern ein wenig über ihr enträtseltes Sein.

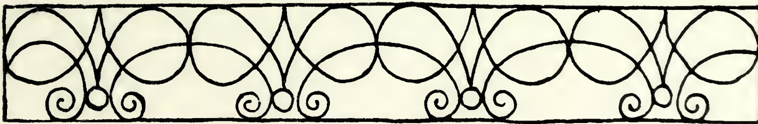
ELPENOR: Hier an der letzten Biege des Weges wende Dich noch einmal um und sieh! Die stolzen Bäume schliessen sich mit ihren inneren Ästen zu einem hohen gothischen Bogen zusammen, und unter ihm ruht vor dem reinen Hintergrunde des Himmels die linde Wölbung der Kuppel von Sanssouci.

DER FREUND: Wie schön! Wie königlich und schön.

ELPENOR: Nun lass uns gehen. Dieser letzte Gang von Linden, an dem der Marlygarten und die Villa Liegnitz träumen, ist noch das letzte Schöne. Ich freue mich an jeder Linde und möchte alle Bäume, alle Sträucher, alle Blumen, alle Früchte des Parkes wie diese kennen, möchte das Land ihres Ursprungs wissen, auf welchen Wegen, über welche Völker, mit welchen Mühen sie zu uns kamen, wie unser Himmel ihre Art veränderte und ihnen allen dieser enge Raum zur Heimat wurde, dass nun ein Tausendfältiges, Fremdes wie ein Einziges, Vertrautes scheint: So müsste man den Park kennen, wie man sein Kind kennt.

DER FREUND: Und doch bliebe auch dann das Tiefste, das alles zu einer schönen Einheit bindet, unerkannt und der Brunnen der Träume ... Ja, Dein Ausgang ist gross: Ein fürstliches Spalier von Lindenkronen! Ich liebe diesen Garten, dieses Schloss und diese Stadt.

ELPENOR: Nun erfreut mich Dein Lob erst ganz.

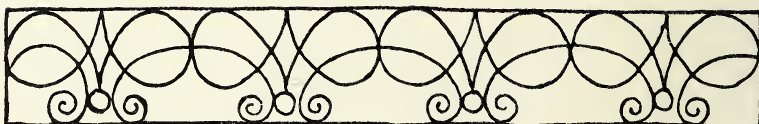


WATTEAUS GESTALTEN.

Sie lächeln stumm wie edle Gäste
Auf dem Prunkmahl junger Erben,
Nur ihre Augen denken noch der Toten
Und sind wie blasse, grambeladne Boten,
Bei deren Wort die Rosen sich entfärben.
So rinnt der Ton der weissen Feste,
Die in Trauer sterben.

Ihr Reigen schwingt die Blumenläste,
Und die Lust schnitzt frohe Kerben,
Doch während ihre tanzenden Guirlanden
Sich eben über Hain und Wolke wanden,
Stösst irgendwo ihr Herz an wunde Scherben.
So rinnt der Ton der weissen Feste,
Die in Trauer sterben.

So rinnt der Ton der weissen Feste,
Die in Trauer sterben:
Verhalten bricht ein Weh durch das Gelächter,
Und in den Mienen trauriger Verächter
Erstickt der Schrei von allzufrühem Werben.
So rinnt der Ton der weissen Feste,
Die in Trauer sterben.



DEN SCHMUCK DIESES BUCHES ZEICHNETE FRAU FANNY THIERSCH. ES WURDE GEDRUCKT BEI OTTO V. HOLTEN, BERLIN C. VON DEN 530 NUMERIERTEN EXEMPLAREN WURDEN 30 AUF KAISERLICH JAPANPAPIER ABGEZOGEN UND IN PERGAMENT GEBUNDEN.

DAVON DIESES NR. V.F.

DEN BÜHNEN GEGENÜBER IST DIE ÜBERTRAGUNG DES SPIELES »LES UNS ET LES AUTRES« VON VERLAINE MANUSKRIPT.

